

## Die Jahreshauptexkursion 1981 des Aachener Museumsvereins zu Kunststätten der Schweiz

Im September des Jahres 1797 unternahm Goethe seine Reise in die Schweiz. Die Mitglieder des Aachener Museumsvereins lernten im Verlauf von 7 Tagen mehr Kunststätten kennen, als der in der Postkutsche reisende Dichter in 7 Monaten.

Die Exkursion begann am 14. 9. 1981. Wiederum hatte Museumsdirektor Dr. Ernst Günther Grimme die Studienleitung übernommen. Die Organisation und technische Durchführung lag in den Händen von Frau Hella Lorenz.

Schon am Mittag erreichten die Teilnehmer Speyer. Die Achse der Stadt führte direkt auf unser Ziel, den vieltürmigen Dom, zu. Im wechselnden Licht des Tages hoben sich die ockerfarbenen Baumassen und die grünschimmernden Dächer plastisch vor dem blauen Himmel ab. Der Dom ist der Gründungsbau der Romanik. Hundert Meter über dem Rhein an der Stelle eines Kastells als »civitas Dei« aufragend, begegnen sich in ihm Geschichte und Kunst. Er ist ein Symbol mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit im »Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation«, in dem sich der Kaiser als weltlicher Stellvertreter Christi auf Erden verstand. In der eindrucksvollen gedrungenen Raumflucht der Krypta, die als die »schönste Unterkirche der Welt« gilt, ist die Grablege salischer und staufischer Herrscher und ihrer Gemahlinnen. Die gewaltige Architektur der Kirche wurde unter Konrad II. begonnen und von Heinrich IV. entscheidend umgestaltet. Ihm verdanken wir die Idee der kühnen Wölbung des 133 m langen Mittelschiffs. Sie ist eine Leistung von säkularer Bedeutung. Wuchtige Treppen führen zum Königschor. Lombardische Bildhauer und Steinmetzen schufen den plastischen Schmuck der Portale, Fenster und Arkaden des Gotteshauses. Die Würfelkapitelle waren eine Neuerfindung, die, wie auch die Zwerggalerie, richtungweisend wurde. Die Taufkapelle ist ein kleiner Zentralbau, der an das überlieferte Leitbild der karolingischen Anlage in Aachen erinnert. Man übertrug nicht nur Formen, sondern auch Bedeutungsgehalte.

Die »Gottesburg« in Speyer hat im Lauf der Jahrhunderte ein wechselvolles Schicksal erlebt. Nach dem Einbruch der Heere Ludwigs XIV. unter Turenne im Jahre 1689, die die alte Stadt in Schutt und Asche legten und ein Terrain »verbrannter Erde« auf deutschem Boden zurückließen, wurde der Dom erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts

wieder hergestellt. Trotz der barocken Haube des Vierungsturms war dies ein erstaunliches Beispiel früher Denkmalpflege in jener so selbstbewußten Zeit. Später hat das 19. Jahrhundert den während der französischen Revolution erneut schwer beschädigten Bau erneuert. Es ist charakteristisch, daß ein Zeitalter mit perfekter Technik die Romanik zu »verbessern« meinte. Bei der durchgreifenden Restaurierung anlässlich der 900-Jahr-Feier 1961 hat unsere Zeit ihren Beitrag zum Dom von Speyer geleistet, indem sie dem Inneren seine alte Gestalt zurückgab bis auf die bunten nazarenischen Fresken, die sich seltsam fremd und isoliert in der mächtigen Pfeilerbasilika mit ihrem reizvollen rot gebänderten Farbwechsel in den Bogenformen ausnehmen.

Ein letzter Blick von den Resten der Stadumwallung aus auf die gestaffelten Baublöcke der Ost- und Westtürme, des Kirchenschiffs und den noch mit wuchtigen Strebemauern abgestützten Chor – dann geht die Fahrt weiter. Wir nähern uns rasch dem eigentlichen Reiseziel: Kunstzentren der Schweiz.

Am Spätnachmittag erreichen wir Basel. Wer Lust hat, kann noch durch die Altstadt schlendern und einen ersten Blick auf das aus rotem Sandstein der Vogesen erbaute Münster werfen. Noch erkennt man in der Dämmerung am Ostchor Reste einer Ziergliederung aus der Gründungszeit. Über die Balustraden des Plateaus gebeugt, kann man den Abend über dem Rhein heraufziehen sehen, der vom Baseler Knie an schiffbar wird.

Gemeinsam studieren wir am nächsten Morgen die alte ottonische Anlage, eine Gründung Heinrichs II., und die darauf folgenden drei weiteren, deutlich ablesbaren Bau-stadien. Hier vollzieht sich der Übergang von der Romanik bis in die Zeit der späten Gotik, indem sich gotisches Gliederdenken gegen romanische Volumenvorstellungen durchsetzt. Kaum gehen irgendwo die Stile so nahtlos ineinander über wie in Basel.

Am Außenbau, der von einem Turmpaar aus verschiedenen Epochen flankiert wird, gilt unsere Aufmerksamkeit vor allem der Galluspforte am nördlichen Querhaus, die zwischen 1187 und 1212 entstand. Sie hat ein reiches Figurenprogramm, wie es mittelalterliche Theologie erdacht hat. In der Mitte thront Christus als Weltenrichter, begleitet von den Apostelfürsten, Johannes dem Täufer und



dem Evangelisten Johannes. Engel stoßen in ihre Posunen. Man erkennt die klugen und die törichten Jungfrauen, und wir finden Darstellungen christlicher Barmherzigkeit, die zum ewigen Leben der Seligen führt.

Die Fensterrose hat verschiedene Sinngehalte: Sie ist das Symbol Christi, aber auch das Glücksrad. In diesem alten Menschheitsmotiv steigen und fallen Geistliche und Laien, Adelige und Bürger vor der Gestalt des Höchsten ihrem Schicksal zu.

Das Innere des Baseler Münsters nimmt uns auf. Durch die Kargheit der Ausstattung, wie sie der reformierten Glaubenshaltung entspricht, und die neuen Fenster wird diese Architektur klar erkennbar und übersichtlich: Ein 12 Meter breites Langhaus, durch dessen Bündelpfeiler mit ihrer melodischen Rhythmik hindurch man auch die beiden Seitenschiffe übersieht. Ein Galeriegeschoß, Arkadenzonen und die hoch angesetzten Fenster gliedern den großzügigen Raum. Zwei architektonische Gesinnungen steigern sich hier gegenseitig. Die mächtige romanische Bausubstanz mit dem weitgespannten Kreuz- und Kreuzrippengewölbe löst sich im Fenstergaden und im Chor von der romanischen Betonung der Masse und öffnet sich gotischer Durchlichtung. Unter den zahlreichen Einzelkunstwerken verweilen wir vor allem am Grabstein des Erasmus von Rotterdam, der 1536 als Universitätslehrer starb. Während seines Wirkens war Basel eine der vornehmsten Pflegestätten humanistischen Geistes. Schon vorher, 1421–49, war die Stadt der Ort des großen Reformkonzils. Im 19. Jahrhundert wirkten an der Universität Nietzsche, Jakob Burckhardt und später Heinrich Wölfflin. Im spätgotischen Kreuzgang befinden sich die Epitaphe der stolzen und vornehmen Baseler Familien.

Trotz der reichen Eindrücke des Morgens ist unser Besichtigungsprogramm noch nicht beendet. Die Führung durch das Kunstmuseum legt den Akzent auf das, was für diese Schweizer Stadt spezifisch ist. Da erleben wir in Meisterwerken des Konrad Witz († 1446 in Basel) die Wende vom mittelalterlichen Tafelbild zum neuen Realismus des 15. Jahrhunderts. In diesen Gemälden spürt man den klaffenden Riß zwischen dem Glauben an die geoffenbarte Wahrheit und der mit wachen Sinnen erlebten, erfahrenen Wirklichkeit. Schon bricht der den Himmel symbolisierende Goldgrund mitunter auf, um nach 5 Jahrhunderten wieder die Schönheit des Diesseits ins Bild zu lassen. Auch in einer fast 100 Jahre späteren Madonnengestalt des Lukas Cranach wird das gewandelte Verständnis der Welt und des Menschenlebens nachvollziehbar. Maria ist eine Bürgersfrau ohne Nimbus, angetan mit Kleidern, in denen der Künstler die Kostbarkeit des Materiellen preist. In Grünewalds Kreuzigung hüllt die Sonnenfinsternis die Welt unheimlich

ein. Der Betrachter erfährt, daß an dem Kreuz, das groß vor dem Hintergrund steht, kein Weg vorbeiführt. Anders als Grünewald beweist Hans Baldung Grien ein vorangeschrittenes Körpergefühl. In Holbein d. J. leistet Basel seinen eigentlichen großen Beitrag zur Kunstgeschichte. An die Stelle des Heiligen tritt das Bild des Menschen, des Zeitgenossen und die bürgerliche Kultur. Das zeigt sich besonders in der Reihe der Porträts selbstbewußter Patrizier, aber auch z. B. in dem ungeschminkten Bild seiner Familie mit den von hartem Leben gezeichneten Zügen der Frau und den ernst dreinblickenden Kindern.

Im gleichen Haus wurde anlässlich seines 100. Geburtstages eine eindrucksvolle Ausstellung von Spätwerken Picassos gezeigt, und wer noch aufnahmebereit war, konnte im nahegelegenen Antikenmuseum die vorbildlich präsentierte Sammlung Ludwig sehen.

Noch am gleichen Tag wird das nächste Reiseziel erreicht: Bern. Im Anblick verwinkelter alter Gäßchen und mit dem Plätschern der zahllosen von üppigen Blumen umrankten Brunnen im Ohr läßt sich die Stadt trotz des Regens unter ihren Laubengängen im Trockenen durchbummeln.

Das Münster in der »Domfreiheit« mit dem Mosesbrunnen ist die reifste spätgotische Anlage der ganzen Schweiz. Wie etwa Ulm und Freiburg i. Br. hat die aus porösem gelbem, witterungsanfälligen Sandstein errichtete Kirche nur einen Turm. In ihm wird das untere Viereck nach oben hin in ein Achteck überführt. Die Strebmauern mit schweren Fialen werden von Kapellen verdeckt. Ins Innere des Gotteshauses gelangt man durch das um 1495 geschaffene Gerichtsportal, auf dessen figuralem Schmuck sich noch Spuren der alten Bemalung erhalten haben und uns daran erinnern, daß der mittelalterliche Mensch seine gebaute »Himmelsstadt« als farbig leuchtende Vision künftiger Herrlichkeit sah. Der Künstler der Szene über dem Tor, Erhart Kung, zeigt, wohl angeregt von Mysterienspielen seiner Zeit, das Jüngste Gericht mit der erschlossenen Himmelspforte, in die die Seligen einziehen, und den weit geöffneten Höllenschlund, der die Verdammten mit ihren verzerrten Gesichtern aufnimmt.

Der ursprüngliche Wegcharakter, der große Bewegungszug vom Portal zum Altar im Chor ist durch die Einbauten für die veränderte Liturgie seit der Reformationszeit nicht mehr so deutlich. Der ganz in ein Architekturgrippe mit eingespannten alten und neuen Farbfenstern aufgelöste Chor dient als Taufkapelle. Über ihr ein Netzgewölbe mit Schlußstein, das in seiner scheinbaren Schwerelosigkeit das Himmlische Jerusalem versinnbildlicht. An den Fenstern kann man den Wandel vom durchleuchteten Bildteppich zur Malerei auf Glas ablesen. Uns



interessieren vor allem die Darstellungen der Passion, der Wurzel Jesse, der sog. Hostienmühle sowie ein Fenster des 16. Jahrhunderts, auf dem der Tod in makaberem Tanz Angehörige aller Stände, erkennbar an ihrer zeitgenössischen Tracht, mitten aus dem vollen Leben herausführt.

Das Münster auf einheitlichem Grundriß hatte eine vergleichsweise kurze Bauzeit. Es ist ein Zeugnis der spätesten gotischen Phase im 15. Jahrhundert. Spielerisch leicht gelingen den Bauleuten die Wölbungen der drei Schiffe mit ihren filigranhaft feinen Netzen. An den Mauern funktionieren Schub und Druck mühelos. Der barocke Orgelprospekt, einer der schönsten der Schweiz, ist der gotischen Architektur harmonisch eingefügt.

Von der Aussichtsterrasse des Berner Münsters sehen wir weit über die schöne alte Stadt an den Ufern der Aare.

Wer noch aufnahmebereit war, konnte über die Brücke gehen und gleich auf dem anderen Ufer das Historische Landesmuseum aufsuchen, um dort die reiche Burgunderbeute Karls des Kühnen zu betrachten, der gegen die Schweizer focht und in der Schlacht bei Murten im Jahre 1477 fiel.

Der Abend brachte einen scharfen Kontrast. Das Kunstmuseum hatte seine Pforten für späte Besucher geöffnet, und so konnten wir noch einen Überblick über die Kunst der Moderne gewinnen. Muße genug, um auf Entdeckungen zu gehen. Die Führung zeigte anhand ausgewählter Werke Entwicklungslinien nach. Sie machte nachvollziehbar, wie in Bildern Cézannes und von Goghs der Impressionismus überwunden wird und sich neue Möglichkeiten der Kunst ankündigen. Schwerpunkte bildeten Gemälde von Picasso, in denen ein neuer Formorganismus entsteht, von Rouault mit seiner Fähigkeit zur Vereinfachung, die traumhafte Dingverflechtung Chagalls, Miros Zerlegung der Objektwelt, seine Austreibung des Gewohnten und das poetische freie Spiel von Formen und Farben. Leger faßt Menschen und Gegenstände mit brutaler Gewalt, die an Kräfte von Maschinen erinnern, zum Bild zusammen.

Der Haupttraum war Paul Klee vorbehalten. Von frühen Skizzenbüchern bis zu späten Schöpfungen erwies er sich als einer der ganz Großen. Er führt von der sichtbaren Welt in einen neu geschaffenen Bereich der Phantasie und der Poesie; er schuf keine Abbilder, sondern Metaphern. Mit dem stillen Verweilen vor Klees Kontemplationsbildern ging der erlebnisreiche Tag meditativ zu Ende.

Mittwoch, 16. September 1981. Schon früh geht die Reise weiter nach Lausanne. Unser erstes Ziel ist die Bischofskirche, eine imposante Anlage hoch über der Stadt. In

hellem Sonnenschein präsentierte sich das Wahrzeichen Lausannes, der Vierungsturm, der das Zentrum des siebentürmig geplanten Himmlischen Jerusalems sein sollte. Um 1200 begann man, der Kathedrale ihr heutiges Aussehen zu geben. Ganz anders als bisher, erkennen wir burgundischen und französischen Einfluß. Ohne Straßburg ist dieser Bau nicht denkbar. Das Innere, das auch von der Strahlungskraft französischer Gotik am Anfang des 13. Jahrhunderts zeugt, ist sehr einheitlich. Die Langhausseiten der dreischiffigen Anlage sind in drei Zonen angelegt: Über den harmonischen Säulenstellungen mit Kelchknospenkapitellen und den Arkaden erscheint die Triforienzone als Schmuckgalerie unter dem Fenstergaden. Im Osten der mächtigen Vierung leuchtet das Rosenfenster mit großenteils ursprünglicher Verglasung auf. Der Betrachter erkennt in ihm ein Weltgedicht des Mittelalters. Im Mittelpunkt erscheint der apokalyptische Christus, um den der ganze Zodiakus versammelt ist.

Das berühmte »Portail peint« hatten wir nicht sehen können. Es war eingerüstet und ohne Figurenschmuck – der Besuch des bei der Kathedrale gelegenen Museums beschädigte uns voll und ganz. Dort war der Figurenzyklus aus der klassischen Phase der Kirche (1220–50) in Ruhe zu betrachten. So Auge in Auge mit den Köpfen dieser herrlichen Plastiken, deren Polychromie vor einigen Jahren freigelegt wurde, hatte wohl noch keiner diese Meisterwerke gesehen. Niemand wird etwa diesen König David, diesen Moses mit den Gesetzestafeln oder den Propheten Elias vergessen.

Mittagspause am Genfer See, Erholung im Park oder bei der Beobachtung ankommender Schiffe am Kai, und im Hintergrund die grüne Kette der Berge, die sich im blauen Wasser spiegeln.

Die Wechselwirkung von Natur und Kunst bestimmt auch den weiteren Verlauf des Tages. Wir durchfahren das Rhône-tal mit seinen üppigen Weingärten und gelangen am frühen Nachmittag nach St. Maurice im Wallis. An einer steilen Felswand, die zuletzt vor wenigen Jahren einen Teil des Gebäudes stürzend mit sich riß, drängt sich abseits der großen Touristenstraßen die graue Abtei. Sie ist eine alte Kultstätte, denn in dieser Gegend starb die christliche Thebäische Legion mit ihrem Anführer, dem heiligen Mauritius, um das Jahr 300 den Märtyrertod. Schon in merowingischer Zeit wurde das Kloster, das seine Gebeine bewahrt, zur reich beschenkten Kultstätte.

Die Kirche ist ein vorkarolingischer Bau. Ein Augustinerpater öffnet uns den Zugang in das wieder freigelegte Nymphäum und die düsteren Stollen mit römischen Bogen aus dem 2./3. Jahrhundert. Die Reliquien des Heiligen wurden 1225 dem ursprünglichen Grab entnommen und in die Basilika des 6. Jahrhunderts überführt.



Unser besonderes Interesse gilt dem reichen Schatz, den wir, am grünen Binnenhof mit seinem plätschernden Brunnen vorübergehend, hinter dicken Tresortüren in einem kleinen Raum ausgebreitet finden. Unmöglich, die Kostbarkeiten von der Merowingerzeit bis zum Barock im Einzelnen zu beschreiben! Nur einige Hinweise als Erinnerungstützen für die Teilnehmer der Reise: Unser Blick schweifte über die mit Pflanzenmotiven und spät-römischen Relikten ausgestatteten Goldplatten des nach seinem Auftraggeber benannten Theuderichschreins, einem Bursenreliquiar des 7. Jahrhunderts, über ein kostbares Onyxgefäß, das aus einem einzigen Chalzedon geschnitten und in der Überlieferung mit dem hl. Martinus in Beziehung gesetzt wird zu der sog. Goldkanne Karls des Großen, zu deren festlichem Gepräge herrschliche Werkstätten aus verschiedenen späteren Zeiten beigetragen haben. Wir kennen sie schon durch die Aachener Karlsruhsausstellung von 1965. Nach den Werken der merowingisch-karolingischen Gruppe gilt unsere Aufmerksamkeit dem silbergetriebenen Reliquienhaupt des hl. Candidus, dessen hölzerner Kern eine der schönsten Kopfplastiken der Zeit um 1150 ist. Der Thebäer, dessen Enthauptung eine Edelschmiedepfanne vor Augen stellt, wirkt mit seinen verklärten Zügen schon wie dem irdischen Schicksal entrückt. Den Schwerpunkt der Schatzkammer bilden drei strahlende Schreine: Da ist vor allem der prächtige Mauritius-Schrein, dessen Entstehungsort unbekannt ist. Kunstvolle Teile aus verschiedenen Zeiten und Zusammenhängen bilden ein neues Ganzes aus dem Geist der Gotik, die in einer Madonnenfigur ihren schönsten Ausdruck findet. Der an der einen Stirnseite thronende Christus stammt vermutlich aus einer romanischen Arbeit. Auf den Langseiten beeindrucken uns besonders die mit geäugten Flügeln dargestellten Engel. Die weltenferne Plastik des Sigismund-Schreins schildert den heiligen Ritter im Panzerhemd auf einem Schlachtfeld. In den Dachreliefs vollziehen sich Kreuzigung und Wiederkunft des verherrlichten Erlösers. Die Apostel an den Langseiten wohnen dem Geschehen bei. Im Nantelmus-Schrein barg man im Jahre 1225 die von Abt Nantelmus aus dem ursprünglichen Steinsarkophag in der Krypta erhobene Gebeine des hl. Mauritius. Ihn zieren versilberte und vergoldete Folien mit Szenen vom Leben und Sterben des in St. Maurice verehrten christlichen Offiziers. Ein letzter Blick auf eine Monstranz mit einer Reliquie der Dornenkrone aus dem Jahre 1262, ein Geschenk König Ludwigs IX. von Frankreich an den Stiftungsschatz, sowie auf andere Zimelien aus der Blütezeit des Klosterlebens im 12. und 13. Jahrhundert – die Fahrt geht weiter durch das Rhône-tal Sion/Sitten entgegen.

Schon von weitem erblickt man zwei markante Hügel, die aus dem durchsonnten Dunst der Ferne auftauchen. In den Felszinnen mit dem Kastell und der Kathedrale setzt die Architektur die Natur fort. Ein abendlicher

Rundgang durch den alten Teil der Bischofsstadt – der dritte Tag der Exkursion geht zu Ende.

Der nächste Morgen sieht die Reisenden auf steilem, schmalen Bergpfad zur hochgelegenen Kirche pilgern. Mühsal und Beschwernis, mit der der mittelalterliche Mensch leben mußte, wird da nachvollziehbar. Kirche und Kapitelbauten werden schon im 6. Jahrhundert genannt. Die heutige Bausubstanz gehört dem 12.–14. Jahrhundert an. Die kleine romanische Kathedrale, ein wuchtiger Baublock, birgt einen gotischen Innenraum mit Fresken des 13. Jahrhunderts und Säulenkapiteln lombardischer Steinmetzen. Der Lettner mit dem Triumphkreuz teilt den Chor als »Kirche in der Kirche« ab. Hier beteten die Kanoniker, die seit 1238 auf dem Felsen wohnten. Die Architektur des Chores vereinigt verschiedene Stilformen. Auf romanischer Grundsubstanz erhebt sich die schlanke gotische Zone. Im Langhaus suchen wir noch den Karlsaltar auf und betrachten das Chorgestühl aus der Renaissancezeit mit seinem reichen Bildprogramm, das wie eine Summa des theologischen Denkens und der Frömmigkeit seiner Epoche wirkt. Noch ein Blick auf die Orgel hoch an der Westwand. Aus dem 14. Jahrhundert stammend, ist sie die älteste noch spielbare Orgel der Schweiz – den Bilderstürmern war wohl der Weg hierhin zu mühsam und zu weit . . .

Im benachbarten kleinen Museum von Valeria erwartet uns in verwinkelten Räumen alles, was das Leben, die Eigenart und die Kultur dieser Landschaft auszeichnet, von der geschnitzten Elfenbeinpyxis des 8. Jahrhunderts und einer hölzernen, eisenbeschlagenen romanischen Truhe bis zur Uniform des Postboten. Von der kahlen Hochfläche des Berges sehen wir die Stadt unter uns liegen, umgeben vom Horizont der Berge, in deren Welt wir nun bald eindringen werden.

Wir fahren nach Brig. Hier wird der Reiseomnibus in präzisem Manöver auf einen Zug verladen, den wir erst in Kandersteg verlassen. Auf der Fahrt durch die Tunnel der Berner Alpen gewinnen wir immer wieder Ausschnitte, die die zerklüftete Landschaft der schneebedeckten Gipfel preisgeben. Wen schwindelt es nicht, wenn er in die jäh abfallenden Schluchten und die dünn besiedelten Täler hinabblickt? Die Krone von Eiger, Mönch und Jungfrau bleibt bis Interlaken im Schimmer ihres ewigen Eises sichtbar. Nach einer Ruhezeit »zwischen den Seen« geht die Fahrt weiter, vorüber an Quellwassern, die schäumend von den Hängen stürzen, und einer ganzen Folge eisgrüner Seen. Doch allmählich weicht das Hochgebirge einer sanften Hügellandschaft, in der sich freundliche Schweizerhäuser mit der Blumenseligkeit ihrer bunten Herbsteingärten ausbreiten. Wir nähern uns Zürich.

Das Besichtigungsprogramm beginnt im Kunsthau.



Wiederum setzt die Führung in ihrer Auswahl aus der verwirrenden Fülle des Gezeigten markante Schwerpunkte. So stellt sie der sinnhaften Erfassung des Körperlichen in der Antike – vorgeführt am hellenistischen »Marsyas an der Martersäule« aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. mit der vollkommenen Beherrschung der menschlichen Anatomie, dem Endpunkt einer Entwicklung, die mit der Abstraktion einsetzte, – mittelalterliche Vergeistigung gegenüber. Ein gewaltiger Schritt der Kunstgeschichte und damit der Menschheitsgeschichte wird ablesbar an Kultbildern wie einer »Sedes Sapientiae«, bei der die Madonna der Thron der Mensch gewordenen Weisheit ist. Dieser segnende Christus auf dem Schoß seiner Mutter hat nichts Kindhaftes. Die strenge Auffassung wandelt sich allmählich zu einer neuen Vermenschlichung. Aus der geistigen Haltung der Mystik begreift man jene Marienskulpturen, die sich dem realistisch wiedergegebenen spielenden Knaben auf ihrem Arm liebevoll lächelnd zuwenden. Die gotischen Plastiken des Züricher Kunsthauses haben ihre Wurzeln in französischen Kathedralfiguren. Im 14. Jahrhundert schaffen dann die Künstler neue Typen, die nicht mehr von der Heiligen Schrift vorgegeben sind. Es entsteht das Andachtsbild, das dem bedrängten Menschen in seiner oft notvollen Lebenswirklichkeit Trost und Hilfe bietet. Den Endpunkt der Betrachtungen von Madonnenplastiken setzt eine Gestalt Tilman Riemenschneiders aus der Zeit zwischen 1520 und 1530. Diese Madonna ist eine selbstbewußte zeitgenössische Bürgersfrau. Die farbige Fassung des Mittelalters ist dem sensibel bearbeiteten Naturholz gewichen.

Eine zweite Beobachtungsreihe gilt Gemälden der unauschöpfbar reichen Galerie, so Isenbrants »Flucht nach Ägypten« (16. Jh.), die Dürer wohl Anregungen zu seinem »Marienleben« verdankt, und vornehmlich den Niederländern des 17. Jahrhunderts. Rembrandts »Apostel Simon« aus dem Jahre 1661 führt das Aussterben des sakralen Bildes und seine Umwandlung in ein Höchstmaß individueller Aussage vor Augen. Der ohne Glanzlichter gemalte Blick des vergeistigten Apostelkopfes ist nach innen gewandt. Anders das etwa 5 Jahre früher entstandene, in delikaten dunklen Farbtönen gehaltene Porträt eines Mannes mit Handschuh von Franz Hals. In spontaner Geste schaut er aus dem Bild heraus, ja er sprengt fast seinen Rahmen. In de Wittes Kircheninterieurs – der Künstler hat sich auf sie spezialisiert – agiert das neu entdeckte Medium des Lichts im vielfältigen Einfall der Helligkeit in die Dunkelzonen. Die Menschen sind nur noch Staffagefiguren.

Der Nachmittag dieses Freitags steht den Teilnehmern der Studienreise zur freien Verfügung. Manch einer kehrt noch einmal ins Kunsthaus zurück, um das künstlerische Erbe des 19. Jahrhunderts, hervorragende Zeugnisse der

»entarteten Kunst« oder Werke unserer Zeit in Beispielen der Pop-Artisten zu betrachten.

Auch das zweitürmige romanische Großmünster am Ufer der von Möwen umschwirrten Immat lockt Besucher an. Die Kopie einer Figur Karls des Großen begrüßt die Aachener im dritten Geschoß des sog. Karlsturms. Der Kaiser gilt als der Stifter der Kirche. Er soll nach der Sage auf der Jagd einen Hirsch von Aachen bis Zürich verfolgt haben. Auch in der Krypta werden wir dem Herrscher noch einmal begegnen.

Das Vorbild für die großräumige Unterkirche und für den Chor war der Kaiserdom von Speyer, in dem unser Besichtigungsprogramm begann. Die Baugeschichte der Züricher Liebfrauenkirche zieht sich durch mehrere Jahrhunderte hin. Aus der flachgedeckten Hallenarchitektur wird eine gewölbte Emporenbasilika. Die Gotik wirkt in den Spitzbogen an der Chorwand und der hohen Wölbung des Mittelschiffs auf die Bauvorstellung ein. 1260 ist das Münster, an dem später Zwingli wirkte, vollendet. Sein Kreuzgang ist eine Rekonstruktion des ursprünglichen Wandelgangs. An den Säulen entfaltet sich das bizarre Leben und Treiben romanischer Schimärenplastik.

Viele fanden auch den Weg zum Schweizerischen Landesmuseum. In einer schier unendlichen Raumflucht birgt es zahllose Bildaltäre und Skulpturen aus der schweizer Kunstlandschaft, karolingische Fresken aus dem graubündener Müstair und karolingische Elfenbeine. Der Weg durch das Museum wird zu einem Gang durch Jahrhunderte und Stilformen. Er endet in alten Stuben mit monumentalen Öfen, die vom Leben im Winter erzählen, und einer Selbstdarstellung der Stadt Zürich.

Der Samstag führt uns in kurzer Anreise nach Winterthur. Unser erstes Ziel ist der Teil der weltbekannten Privatsammlung Oskar Reinhart (1885–1965), der im ehemaligen Gymnasium der Industriestadt untergebracht ist. Hier findet man vor allem Malerei der Romantik. In der Landschaftskunst sind Wegmarken etwa eine pathetische Darstellung des Matterhorns von Joseph Anton Koch. In dieser heroischen Natur fühlt sich der Mensch klein und verloren. Der Einzelne im All, der Blick des Einsamen ins Universum – das ist das eigentliche Thema von Caspar David Friedrichs »Kreidefelsen auf Rügen«, einem Bild, in dem sich das gleiche Lebensgefühl spiegelt. In der »Stadt am Wasser« wird die Welt zur Bühne, auf der sich der metaphysisch überhöhte Weg vom Diesseits zum Jenseits vollzieht. Solche Bilder sind Metaphern. Runges Fragment »Der Abend« lebt ganz aus dem Dämmerlicht vor dem nächtlichen Himmel, in den sich große Mohnblumen neigen. Einen wichtigen Beitrag zur Landschaftskunst leisten in der Sammlung des großen Mäzens auch



Schweizer wie Segantini mit einer kühn gemalten Alpenansicht, in deren Symbolwert sich eine weitere Möglichkeit, die Natur zu sehen, dokumentiert, oder Hodler, der die heimischen Berge zur Architektur monumentalisiert. Man spürt die Vorliebe des Sammlers für klare Formen, wie sie z. B. Karl Hofer, dem wir u. a. ein Porträt des kunstliebenden Fabrikherrn danken, malt, für Leibl und Liebermann, Hans Thoma, Hans von Marées, Feuerbach und Böcklin, aber auch für Talente, die er förderte und die dann dem hohen Anspruch der Nachwelt doch nicht ganz standhielten.

In Reinharts hoch über der Stadt »Am Römerholz« gelegenen Wohnhaus erwarten uns am Nachmittag Spitzenwerke der Kunst. In dem unverwechselbaren Ambiente mit Teppichen und Blumenarrangements wird deutlich, daß dem Sammler die Quellen des 19. Jahrhunderts von besonderem Interesse waren. Wir sehen, um nur einige Bilder zu nennen, Lorrains »Hagar und der Esel«, ein Gemälde, in dem sich wiederum der Tod des sakralen Bildes zu vollziehen scheint, Gericaults »Irren«, eine morbide Persiflage des überlieferten Repräsentationsporträts, Daumiers »Fliehende«, die von irgendwoher kommen und ziellos ins Unbekannte eilen. Auch in Toulouse-Lautrecs Werken bricht eine neue Bildthematik vom Rande der Gesellschaft in die Kunst ein. In van Goghs »Hospital von Arles« kauern Außenseiter um den Ofen herum. Die Geisteskranken sind wie ihre armseligen Bettkabinen im großen Saal, in dem sich kein individuelles Leben führen läßt, in Farben getaucht, die in der »normalen« Wirklichkeit nicht vorkommen. Manets »Restaurant« ist ein Schlüsselwerk des 19. Jahrhunderts. Das Bild ist nicht in der herkömmlichen Weise »gebaut«, es wirkt mit dem angeschnittenen Kopf eines Menschen wie ein zufälliger Ausschnitt, zu dessen Wirkung noch der Bildgrund, eine Glasscheibe mit Geschäftsreklame, beiträgt. Großartig vertreten in der Stiftung ist Cézanne. In den frühen und späten Bildern zieht eine neue Sicht der Dinge herauf; der Wandel kündigt sich in der Durchlichtung der Farben an. Renoirs Gemälde, die eine ganze Wand einnehmen, erscheinen gar mit Licht gemalt. Keiner wohl kann sich diesem Zauber der Entstofflichung, dieser Vergeistigung der Farbe entziehen. Bei Corot spielt der Bildinhalt schon keine Rolle mehr. Hier wird der Impressionismus ansetzen.

Oskar Reinharts Haus beherbergt auch eine stolze Reihe älterer Meisterwerke. Interessant ist die Gegenüberstellung zweier Bilder, die am Ende des Mittelalters stehen: Tot Sint Jans »Anbetung der Könige« ist der legitime Platzhalter der großen Zeit niederländischer Malerei im späten 15. Jahrhundert. Der alte Goldgrund ist addierten, stilisierten Ausblicken gewichen. Aber noch ist der Stall von Bethlehem als Ruine gegeben und damit ein Symbol für das Alte Testament. In Pieter Brueghels d. Ä. Version

des gleichen Themas zeigt sich der große Wandel. Dieses Bild schuf kein Erbe des Mittelalters. Man muß den Vorwand suchen, nach dem es gemalt ist. Ganz an den Rand gedrängt finden wir die heilige Familie, vermummte, frierende Gestalten in der grenzenlosen Schneelandschaft eines niederländischen Dorfes. Die Könige aus dem Morgenland sind keine Vornehmen des prunkliebenden Burgunderreiches mehr; auch sie sind in das ländliche Leben und die Existenznot des harten Wintertags eingebunden. Die politische Gegenwart bricht in das biblische Geschehen ein, denn man erkennt Eisenhüte, die an den allgewaltigen Herzog von Alba gemahnen. Und das ganze kompliziert gebaute Mit- und Durcheinander wird dem Auge des Betrachters fast verhüllt durch den Schnee, der unablässig niederwirbelt.

Den bohrenden, starren Blick des Großinquisitors in El Grecos Porträt, der jeden anzuklagen scheint, nehmen wir mit bis in die Aufführung von Schillers »Don Carlos« am Abend im Züricher Schauspielhaus.

20. September: Heimfahrt nach erlebnisreichen Tagen. Gerade rechtzeitig zum sonntäglichen Gottesdienst betreten wir auf einer Zwischenstation das Freiburger Münster. Fast 5 Jahrhunderte haben an dieser Marienkirche gebaut. Nach dem Beginn gegen 1200 im romanischen Stil setzt sich um 1280 ein Planwechsel durch. Die Gotik übernimmt das Gesetz der Gestaltung, bis der Bau im Hochchor mit der Parlergotik des 14. Jahrhunderts ausklingt. Die ursprüngliche Stadtpfarrkirche, heute Sitz des Bischofs, wächst mit ihrem Turm – die Ein-Turm-Gotik ist ein typisch deutscher Beitrag zur Epoche – in die Atmosphäre des lauen Föhntages hinein. Filigranhaft fein das Dachwerk, das keine abschirmende Funktion mehr erfüllt. Die Plastik des reichen Figurenprogramms an der Vorhalle des Hauptportals, an dem sich Reste der alten Farbigekeit erhalten haben, hängt noch mit der Architektur aus dem heimischen Rotsandstein zusammen. Geübt im »Lesen« durch die »Sehschule« der vergangenen Woche erkennen wir eine mariologische Thematik, die bis zum Jüngsten Gericht reicht. Da ziehen wiederum die klugen und törichten Jungfrauen als Vertreter der Menschheit ins Bild, Ecclesia und Synagoge haben ihren festen Platz im mittelalterlichen Heilsordo, einer Eva entspricht Maria als »Neue Eva«, die die Sünde der Stammutter tilgt, Heilige und Propheten, erkennbar an ihren Attributen, assistieren, und das Weinlaub ist kein Schmuck, sondern symbolisiert gemäß mittelalterlicher Bedeutungsfülle Christus, den mystischen Weinstock. Von verführerischer Schönheit ist der Fürst der Welt – aber wer ihn genau betrachtet, erkennt bald, daß seine Rückseite von Würmern zerfressen ist und also der Trug der Welt gemeint ist. Im Münsterinneren läuft alles, in das satte Licht der Fenster aus der Entstehungszeit getaucht, auf den überhöhten Chor mit dem Altar, der die Krönung



der Gottesmutter zeigt, zu. Hans Baldung Grien hat ihn geschaffen.

Wer die Mittagspause etwas kürzen will, geht noch in das Augustinermuseum im ehemaligen Kloster, das die Schatzkammer der Stadt beherbergt. Dort findet man Kostbarkeiten der verschiedensten Art, die im oberrheinischen Raum entstanden sind, von der karolingischen Zeit an: Altarbilder und Plastiken, Wandteppiche und Goldschmiedearbeiten, liturgische Handschriften und farbig leuchtende Glasfenster.

Der Kreis schließt sich. Während der Omnibus der Heimat entgegenrollt, verweilen unsere Gedanken noch lange bei dem, was wir gesehen haben, unser Blick nimmt endlich die gesegnete Landschaft des Rheingaus wahr. Am Abend sind wir wieder in Aachen, von wo wir auszogen, um eine fruchtbare Kunstprovinz zu erobern.

Gisela Grimme.

## Die Jahreshauptexkursion des Museumsvereins zu Kunststätten in der DDR vom 6. – 13. September 1982

Studienleitung: Museumsdirektor Dr. Ernst Günther Grimme  
Technische Leitung: Frau Hella Lorenz

Längst haben wir uns daran gewöhnt, die Sehenswürdigkeiten in aller Herren Länder zu besichtigen – wer aber war schon einmal im anderen Teil Deutschlands? Und so hatten denn wohl auch alle Teilnehmer an der Studienfahrt in die Deutsche Demokratische Republik das Gefühl, eine besondere Reise zu wagen, um weltbekannte Werke in dem Land aufzusuchen, in denen sie »zu Hause« sind. Obwohl alles seit langem geplant und vorbereitet war, wurde es dennoch ein Unternehmen voller Überraschungen.

Die Einreise erfolgte über den Kontrollpunkt Marienborn. Das erste Ziel war Magdeburg. Eine Rundfahrt zeigte: Dies ist trotz historischem Rathaus und »Magdeburger Reiter« kein gewachsenes urbanes Stadtgefüge mehr; der Krieg hat es ausgelöscht. Aus staubigen, einstmals dichtbesiedelten Plätzen und Resten von Trümmerhalden wachsen riesige, eintönige, schmucklose Hochhäuser im Wettstreit mit den Türmen der 5 mittelalterli-

chen Kirchen in den grauen Himmel. Hauptstudienziel ist der Dom. Grundgelegt in der Übergangszeit zwischen Romanik und Gotik, aus rotem Sandstein gefügt, mit wuchtiger Turmfassade und mächtigem Portal, mit Kreuzgang und Epitaph für Kaiser Otto d. Gr. ist der Dom eines der stolzesten Gotteshäuser Deutschlands. Eine architektonische Besonderheit ist der sog. Bischofsgang, eine Galerie im harmonisch durchgegliederten viergeschossigen Chor, die den Schub der Gewölbe durch Außenmauern auffängt. Einen der schönsten Zyklen deutscher Plastik überhaupt birgt die Vorhalle des Nordportals mit den Figuren der klugen und törichten Jungfrauen aus dem 13. Jahrhundert. Hier spürt man die geistige Nähe zum Straßburger Meister des Engelpfeilers, der Ecclesia, des Marientodes. In einer Seitennische des Doms warnt eine eindringliche Stimme unseres Jahrhunderts vor der entsetzlichen Sinnlosigkeit des Krieges: Barlachs 1929 geschaffenes Gefallenendenkmal, das 1933 entfernt wurde.

Am zweiten Tag der Exkursion ist unser erstes Reiseziel der Dom von Halberstadt. Auch er wirkt fast verloren zwischen uniformen Bauten einer im Krieg zerstörten, auf dem Reißbrett entworfenen neuen Stadt. Trotz



300jähriger Bauzeit erweckt die dem hl. Stephan geweihte Kirche einen homogenen Eindruck. Wir machen uns an diesem Beispiel klar, wie das Mittelalter über jeglichen Raumbedarf hinausbaute, wie in kleinen Städten Dome für tausende von Menschen entstanden. Kein Planer erlebte je das Ziel seiner Mühen im Anblick des fertigen Gotteshauses. – Einen besonders starken Eindruck hinterläßt der aus der byzantinischen Bilderwand abgeleitete Lettner, der den Versammlungsort der Gemeinde vom Allerheiligsten schied, das den Gläubigen nicht zugänglich war. Auf dem Lettnerbalken das mächtige Triumphkreuz aus der Zeit um 1220. Hier hat Christus den Tod überwunden. Mit Maria und Johannes und körperlosen Seraphim hat er, der Welt entrückt, seinen Platz im Heilsordo der gebauten Himmelsstadt. Die erhaltene Farbigkeit verleiht den Skulpturen ihre volle Wirkungskraft. In Naumburg werden wir uns an dieses Kruzifix erinnern. – Die Schatzkammer ist eine der reichsten des Mittelalters. Neben dem Hauptstück, einer von Kreuzrittern 1204 in Konstantinopel geraubten Hostienschale mit einer stilisierten Kreuzigung interessiert uns besonders die Folge von romanischen Wandteppichen, darunter der Karlsteppich aus der Zeit zwischen 1170 und 1180. Der thronende Kaiser ist von antiken Philosophen umgeben; wie in Aachen gibt es hier keinen Bruch zwischen Antike und Mittelalter, und auch hier wird Karl als Heiliger verehrt.

Durch die waldigen Ausläufer des Harzes gelangen wir nach Erfurt. An diesem schönen, sonnigen Nachmittag bietet sich uns weniger vom Grauen des Krieges. Wir finden ein altes thüringisches Stadtbild, in dem alles auf die Kirchen bezogen war, die hoch über den Häusern aufragten. Hier lebte man in der Teilhabe am jenseitigen Denken. Viele Stufen steigen wir empor zu der doppelten Stadtkrone des Mariendoms und der Severinkirche. Der gläserne Schrein der Chorhalle im Münster übertrifft die des Aachener Domes noch an Breite, und sie prangt noch im leuchtenden Schmuck ihrer alten farbigen Verglasung. In den transparenten, durchlichteten Glaswänden können wir den Stilwandel gut studieren. Aus Bildmosaiken werden gemalte Illustrationen. Drei Epochen haben an der dreischiffigen Hallenkirche gebaut. Wer könnte die Fülle der Kunstwerke, die sie bewahrt, in einem kurzen Überblick vergegenwärtigen: den seine Arme weit spannenden romanischen bronzenen Lichtträger des Wolfram von Erfurt etwa oder das einfallsreiche geschnitzte Chorgestühl, das das ganze Leben bis zu den Pflanzen einbezieht und auch dem Humor Raum gibt; der Altar des Lukas Cranach in der Transparenz seiner Farben oder die in einer Nische thronende romanische Madonna, ein frühes Beispiel für den Wandel von byzantinischer Unnahbarkeit zu »unserer lieben Frau« als zeitgenössische Bürgerin oder das riesige Wandbild des hl. Christophorus mit einem Erfurter Domherrn – eine »schöne

Uneinheitlichkeit« bildet den Gesamteindruck. Die Tore von St. Severin öffnen sich nur einen Spalt und erlauben den Blick in diese eben restaurierte Hallenkirche. Wir steigen herab zum Marktplatz und gehen noch durch die engen Gassen der Altstadt mit ihren Treppengiebeln und Renaissancehäusern, wir stehen noch lange auf der Krämerbrücke und sehen jenseits der geruhsam fließenden Gera auf die restaurierte Fachwerkseligkeit.

Weimar – eine ganz andere Welt! Hier ist Zeit für einen geruhsamen Rundgang durch das Zentrum der deutschen Klassik, in dem man heute die Nähe von Buchenwald nie ganz vergessen kann. In Weimar suchten und fanden wir weniger Kunstwerke, als Stätten, die wir seit eh und je aus der Literatur kennen: das Palais des kunstsinnigen Herzogs Karl August, das Schillerhaus, die Herderkirche mit ihrem Kreuzigungsaltar aus der Cranach-Werkstatt. Wenn man gut zu Fuß ist, erreicht man noch auf kühlen Schattenwegen Goethes Gartenhaus an der Ilm – vor allem galt unser Besuch aber seinem großen Wohnhaus am Frauenplan, das der Fürst ihm schenkte. Das Inventar ist noch das alte. Alles ist von gediegener Einfachheit, wohlgeordnet die Steinsammlungen; die mächtigen weißen Antikenabgüsse sprengen fast die Flucht der kleinen Räume, die so voller Atmosphäre sind: Ein Universum mit dem Arbeitszimmer des Dichters und der engen Sterbestube mit Bett und Ohrensessel.

Auch Naumburg blieb vom Krieg fast ganz verschont. Das Stadtbild verbindet sich mit seiner viertürmigen Kirche auf der Höhe über der Saale zu einer noch intakten kleinen Welt. Aber welcher Höhepunkt unserer Reise! Es war eine Sternstunde der europäischen Kunst, als der anonyme Meister um 1250 die Figuren des Westchors und den Lettner schuf, das Hauptwerk des größten deutschen Bildhauers zwischen Antike und Gegenwart. In den 12 Skulpturen der Stifter, die wohl ein Grabmal umstehen(?), tritt mittelalterliche Frömmigkeit in einen Prozeß der Individualisierung ein. Das sind an der Stelle, die bisher Heiligen vorbehalten war, genau beobachtete und drastisch geschilderte weltliche Zeitgenossen, manche mit Blutschuld beladen, einzeln oder in Zweiergruppen – am bekanntesten wohl der eckige Markgraf Eckardt und seine zarte Gemahlin Uta – sind sie so sehr mit der Architektur verbunden, daß man auch in ihr Baugedanken des Plastiklers vermuten darf. Während der eingehenden Interpretation, in der kaum einmal ein Besucher die Ruhe des Raumes stört, werden künstlerische Qualitätsunterschiede zwischen den Arbeiten des großen Meisters und seiner Werkstattgenossen deutlich.

In den Reliefs des Lettners wird die Passionsgeschichte erzählt. Der Bildhauer hat den genialen Gedanken verwirklicht, den Triumphkruzifixus, wie wir ihn in Halberstadt beispielhaft gesehen haben, aus seiner entrückten



Höhe herunterzuholen. In Naumburg muß man unter den weit ausgestreckten Armen des Erlösers hindurchgehen, um in den Westchor zu gelangen – nicht nur künstlerisch kühn gedacht, sondern auch theologisch eine neue Aussage. Und auch das gab es bisher in der mit der Reliefwand verschmelzenden Kreuzigungsgruppe nicht: Die ganz realistisch vor Schmerz erstarrte Maria und der hemmungslos weinende Jünger. Was uns hier in Naumburg wohl am meisten überrascht, ist die Farbigkeit aller Figuren und Reliefs – die allbekanntesten Schwarz-weiß-Fotos lassen dies nicht ahnen.

Ganz andere Eindrücke bringt der nächste Tag. Wir sind in Dresden. Die verheerenden Fliegerangriffe vom 12./13. Februar 1945 ließen das gefeierte »Elbflorenz« untergehen. Während der Stadtrundfahrt sehen wir Beispiele einer meisterhaften Denkmalpflege; inmitten der wieder aufgebauten Sehenswürdigkeiten und der herbstlich blühenden, in die Gesamtanlage einbezogenen Blumenbeete mit Springbrunnen ließ man den Trümmerhaufen der noch einen Tag nach der Katastrophe glühend in sich zusammengesunkenen Hofkirche stehen – ein eindrucksvolles Mahnmal. Der Touristenstrom findet eine Ahnung dessen, was die Reisenden seit jeher angezogen hat: Die unter dem sächsischen Kurfürsten August dem Starken (1694–1733), König von Polen, errichteten Prachtbauten, wohl das Schönste, was das Barockzeitalter auf deutschem Boden entstehen ließ, heute ein kleiner Bezirk in einer Stadt, die ihre Individualität verloren hat. Da gibt es wieder den zwischen innerer und äußerer Stadtbefestigung errichteten Zwinger, eine architektonische Meisterleistung Daniel Pöppelmanns mit figuralem Schmuck von Balthasar Permoser, und die auf dem ehemaligen Verteidigungsbau sich erstreckende Brühlsche Terrasse mit ihrem weiten Blick über die in der Sonne blitzende Elbe, die Orangerie und das Nymphenbad. Sie alle, die jetzt ein wenig attrappenhaft erscheinen, waren einst die Kulisse für glanzvolle höfische Feste, Szenarium für eine Gesellschaft, die die Welt als Theater verstand und den Fürsten Paradiese auf Erden bot. In der Schatzkammer im westlichen Schloßflügel, dem »Grünen Gewölbe«, spiegeln sich der Reichtum und die Besitzerfreude Augusts des Starken. Eine Vielzahl mit unerhörtem Raffinement artistisch gefertigter »Kunststücke«, vielfach Werke J. M. Dinglingers. Kaum ein anderer barocker Potentat konnte ähnliches aufzeigen. Da drängen sich die Besucher z. B. vor dem miniaturhaft fein gearbeiteten, gestaltenreichen »Hofstaat zu Deli am Geburtstag des Großmoguls« oder um eine Walnuß, aus der unzählige Köpfe herausgearbeitet wurden, um skurrile Trinkgefäße und reiche Schatztruhen, um detailfreundige Schmuckstücke und vieles andere mehr aus kostbaren Metallen und schimmernden Edelsteinen. – Der Nachmittag und der nächste Morgen gehört der von Gottfried Semper im 19. Jahrhundert erbauten Galerie

alter Meister, einem Museum von Weltrang, das Hauptwerke aller großen europäischen Schulen beherbergt. Die sowjetische Regierung hat die nach Rußland verbrachten Bilder 1955 an die Galerie zurückgegeben. Obwohl durch Personalmangel nicht alle Abteilungen zugänglich sind, sehen wir genug von der Überfülle dieses Schatzhauses. Die Führung konzentriert sich auf wenige Stücke. Sie beginnt mit Raffaels Sixtinischer Madonna. Man muß sich den klösterlichen Kirchenraum hinzudenken, für dessen Apsis die ausgewogene Komposition gemalt wurde, und auf die Hand des Papstes Sixtus achten, die die Betrachter einbezieht. In dem lebendigen Wechselspiel von Farben und Formen, von Ruhe und Bewegung besinnt sich der Künstler auf die Harmonie der Antike. Man muß, um die Schönheit des Gemäldes zu verstehen, die Bildökonomie studieren, in der es nichts Zufälliges gibt. Zwei verschiedene künstlerische Temperamente: In Tizians »Zinsgroschen« steht dem Florentiner der Venezianer gegenüber. Das Motiv der Überschneidung verleiht dem Gemälde etwas Augenblickshaftes. Unvergesslich, wie da zwei Menschen in einer Stunde der Entscheidung wortlos gegenüberstehen. Eine dritte Möglichkeit für die Sprache der Renaissance: Correggios Heilige Nacht. Hier ist die Modulation des Lichtes, dessen Quelle Maria und das Kind sind, das beherrschende Thema. In Giorgiones Ruhender Venus erkennen wir die unmittelbare Berührung mit dem Schönheitskanon der Antike. Inneres und Äußeres, Leibliches und Seelisches kommen in diesem Bild zur Ruhe. Der Künstler erzählt keine Geschichte mehr, sein Thema ist ein Mensch, der schläft. – Das Barock begegnet uns in Jordaens Darstellung des Diogenes, der mit einer Laterne auf dem Marktplatz Menschen sucht. Die Laterne scheint sich vor dem Rahmen zu befinden, der Philosoph schreitet auf uns zu, aus dem von detailfreudigem Leben erfüllten Bild heraus – sein Anliegen geht über die Zeiten hinweg. Rembrandts Bilder ohne Auftrag fesseln uns in drei Beispielen: Wie der alttestamentarische Simson am Hochzeitstisch Rätsel aufgibt, das hat thematisch keine Voraussetzungen. In diesem frühen Werk geht es um das Drama des Lichts im fast dunklen Raum. Das kecke Selbstbildnis mit Saskia ist eigentlich eine Bordellszene, ein Teil der biblischen Parabel vom verlorenen Sohn. Der Maler, Sohn eines Müllers, triumphiert über die beste Gesellschaft. Im »Opfer des Manuha« gibt Rembrandt eine Begebenheit, die sich kaum schildern läßt. Ihm gelingt das stille Beieinander zweier Menschen, die das gleiche Wissen bindet. Aber auch die Grenzen dieser das Menschliche so tief erfassenden Kunst werden sichtbar in der Gestalt des entschwebenden Engels. – Wir stehen vor Vermeers »Bei der Kupplerin« – Renoir floh aus Bayreuth zu diesem Bild. Der Inhalt ist nicht wichtig, der Künstler schafft aus der Malerei die Schönheit der Welt neu. Für sein »Brieflesendes Mädchen am Fenster« erfindet Vermeer einen eigenen Bildraum, in dem sich mit der menschlichen Gestalt



ein Stilleben entfaltet. – Ein anderer Rundgang ist den altdeutschen Meistern wie Holbein und Dürer gewidmet, auch dabei wird der Gang der Entwicklung an exemplarischen Stücken zum »roten Faden« der Führung.

Weiter geht die Fahrt nach Meißen. Wir fühlen uns wieder zurückversetzt in die Zeit der Gotik. Der Dom mit seinen feingliederigen Türmen aus dem 19. Jahrhundert und die Albrechtsburg überragen die durch ihre Porzellanmanufaktur weltberühmte Stadt. In Figuren, die vielleicht für ein Portal bestimmt waren, finden wir im Dom die Spuren des Naumberger Meisters wieder. Diese Skulpturen Ottos und Adelheids lassen die Kraft des Genies nur mehr ahnen.

Die so überaus abwechslungsreiche Reise durch Landschaften und Zeiträume wird fortgesetzt. Der 6. Tag der Exkursion beginnt mit einer Rundfahrt durch Ost-Berlin. Das erste Ziel unseres Studienprogramms ist das Pergamonmuseum. Welch eine Welt, geschaffen für blauen Himmel und gleißende Sonne, unter dem Dach eines Museums! Wir durchschreiten die wuchtig-feierliche Tempelstraße des 6. vorchristlichen Jahrhunderts und gehen betrachtend vorbei am Ichtar-Tor von Babylon, in dem blaue, grüne und goldene Löwen rätselvoll schimmern, zum vielstufig aufragenden marmornen Altar, der dem Museum seinen Namen gab. Einstmals im 2. Jahrhundert v. Chr. bildete er das Zentrum einer Burganlage an der Westküste Kleinasiens. Der gewaltige figurenreiche Fries kündigt noch heute vom Kampf der Götter und Giganten. Breit gelagert gibt das Stadttor von Milet als Architektur in der Architektur wiederum einen Maßstab für das Leben in der antiken Welt. – Der Nachmittag

bringt neuerlich eine andere Welt näher. Im Bode-Museum wird in einer Führung der Versuch unternommen, einmal Bilder und Skulpturen, die nicht in jeder Kunstgeschichte stehen, durchzuinterpretieren. Da beobachten wir den Wandel von entstofflichem Goldgrund über verschiedene Stationen der Aneignung der lebendigen Wirklichkeit und der Auseinandersetzung mit der Antike bis hin zur Wiedergabe der Welt als Ereignis von Farbe und Licht.

Potsdam: Glänzender Schlußpunkt des Besichtigungsprogramms, das Rokoko Friedrichs des Großen. In wohl-tätigem »Kleinformat« Knobelsdorfs Bau von Sanssouci über hängenden Gärten und Weinterrassen, Wasserspielen und ornamental bunten Blumenbeeten in einem großen Park mit chinesischem Teehaus und anderen Pavillons. Ob der preußische König in den wohl schönsten Räumen des europäischen Rokoko wirklich ohne Sorgen war? Vielleicht fand dieser zwiespältige Geist in der großen Bildergalerie Stunden der Kontemplation. Oder suchte er in dem mächtigen Prunkschloß seine Identität? Die Gegenstände schweigen, sie zeigen nur ihre Schönheit, in die viel vom Wissen und der Bildung der Zeit eingegangen ist.

Die lange Heimreise von Berlin über Helmstedt nach Aachen bringt noch eine Zwischenstation schon diesseits der deutsch-deutschen Grenze: Braunschweig mit seinem Dom und dem Denkmal welfischer Macht im Erzguß des Löwen vor Burg Dankwarderode, dem Sitz Heinrichs des Löwen; auch dies ein Zeichen gemeinsamer Geschichte.

Gisela Grimme

## PERSONALIA

**Der Vorstand des Museumsvereins Aachen E. V.**  
(gegründet am 9. Februar 1877)

**Ehrenmitglieder:** Prof. Dr. Wolfgang Braunfels (München) Ehrenmitglied seit 7. 12. 1965; Oberstadtdirektor a. D. Dr. Anton Kurze (Aachen) Ehrenmitglied seit 16. 12. 1975.

**Geschäftsführender Vorstand:** Prof. Dr. Dr. h. c. Peter Ludwig (Vorsitzender); Dr. Ernst Günther Grimme (Stellvertretender Vorsitzender und Schriftführer); Dr. Adam C. Oellers (2. Schriftführer); Dr. Axel Wiesener (Schatzmeister).

**Erweiterter Vorstand:** Oberstadtdirektor Dr. Heiner Berger, Dr. jur. Karl-Heinz Böhringer, Prof. Dr. Klaus Eichenberg, Hans-Heino Friederichsen, Beigeordneter

a. D. Dr. Heinz Fries, Adolf Funke, Werner Heyd, Prof. Dr. Hans Holländer, Hans Königs, Oberstadtdirektor a. D. Dr. Anton Kurze, Prof. Irene Ludwig, Prof. Dr. med. Wolf Lutze, Oberbürgermeister Kurt Malangré, Beigeordneter Johannes Malms, Dr. Bernd Monheim, Margret Neumann, Msgr. Prof. Dr.-Ing. E.h. Erich Stephany, Robert Barthold Suermondt, Heinz Tobolla, Hubert Werden, Dr. Heinz Martin Werhahn, Finanzminister a. D. Hans Wertz.

Am 20. 2. 1982 verstarb unser Mitglied des erweiterten Vorstandes Frau Irene Croon und am 12. 8. 1982 das Mitglied des erweiterten Vorstandes Herr Dr. Hermann Brandi.